

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Band: 61 (2005)
Heft: 4

Artikel: Wenn wir Wissen nur noch checken : vom Wandel sprachlicher Bilder für intellektuelle Tätigkeiten
Autor: Schlosser, Dieter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421875>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn wir Wissen nur noch *checken*

Vom Wandel sprachlicher Bilder für intellektuelle Tätigkeiten

Von Horst Dieter Schlosser

Der Sprachwandel geht bekanntlich nur in Teilbereichen «systematisch» vonstatten. Selbst Tendenzen grammatischer Veränderungen haben stets auch ihre Gegenteilstendenzen. Was sich am Ende durchsetzt, ist also immer eine Gemengelage von Altem und Neuem. Das gilt erst recht für den flexibelsten Teil einer Sprache, den Wortschatz. So verhält es sich auch mit den Benennungen, die wir für intellektuelle Tätigkeiten verwenden. Wenn wir im Folgenden dem Wandel von sprachlichen Bildern für diesen Themenbereich nachspüren, dann müssen wir auch hier damit rechnen, dass sich im konkreten Sprachgebrauch die Termini munter mischen: «vor-technische», «handwerkliche» und «hoch-technologische». Dennoch ist gerade für die beiden letzten Jahrhunderte eine generelle Tendenz zur Technisierung festzustellen.

Die Allgemeinsprache, aber auch die Fachsprache sind gerade bei der Benennung intellektueller Tätigkeiten und Zustände offenbar unvermeidlich auf Bilder, insbesondere auf Metaphern, angewiesen, weil das, was sich in unserem Inneren abspielt, mehr oder weniger nur «äusserlich» zu fassen ist. Selbst die Spezialwissenschaft der Hirnphysiologie muss noch mit Metaphern arbeiten. Hier sei nur das *neuronale Netz* erwähnt, d. h. die Vorstellung, dass unser Gehirn wie ein Kommunikationsnetz funktioniert, in dem einzelne Reize wie (oder sogar: als) elektrische Impulse durch *Schaltungen* über verschiedene Strecken und *Netzknoten* geleitet werden und an ihrem Ziel bestimmte Reaktionen auslösen.

Ich will als Laie auf diesem Feld nicht entscheiden, ob es sich dabei nur um ein Erklärungsmodell, also um «reine» Bilder, handelt oder ob es objektiv nachweisbare Fakten gibt, welche die wissenschaftlichen Termini vom Verdacht befreien, nur Bilder zu sein. Mit Sicherheit sind aber aktuelle Erklärungen der Sprachproduktion noch nur bildliche Annäherungen, in denen die daran beteiligten Gehirnfunktionen beispielsweise als *Module* aufgefasst, also mit Bausteinen von Computern verglichen werden.

Etymologische Anfänge von Denken und Wissen

Werfen wir einen Blick zurück auf die Anfänge einer Wortfindung überhaupt, als es darum ging, sich erstmals menschliche Verstehens- und Verständigungs-

prozesse bewusst zu machen, so stossen wir ausschliesslich auf Umschreibungen. Etwas geheimnisvoll Unsichtbares spielte sich da ab, als sich der Mensch über das blosses Reagieren auf Triebe und Instinkte erhob, erstmals und dann immer systematischer rein physische Erfahrungen zu reflektieren begann und «theoretische» Schlüsse im Sinne von «Denken als Probehandeln» zog.

Wir wissen nicht, welche unserer Urahnen diese Entwicklung eingeleitet haben. Wir können uns nur auf sprachliche Zeugnisse stützen, mit denen das zu diesem Zeitpunkt natürlich schon funktionierende Tätigsein von «grauen Zellen» benannt werden sollte. Um die in diesen Anfängen waltenden Vorstellungen als menschheitsgeschichtlich wichtiges Stadium umfassender beurteilen zu können, wäre es äusserst aufschlussreich, die mutmasslich ältesten Benennungen des Denkens in allen wichtigen Sprachen der Welt einmal einem Vergleich zu unterziehen. Dabei dürfte davon auszugehen sein, dass die abendländische Tradition, Denken in erster Linie als «Kopfgeburt» im Sinne einer Unterscheidung von Rationalität und Emotionalität aufzufassen, keineswegs in allen Kulturen geteilt wird.

Aber auch in der Wortgeschichte von germanisch *denken* (got. *pankjan* u. ä.) wird schnell sichtbar, dass sich mit diesem Wort zunächst tatsächlich noch sowohl unser heutiges *Denken* als auch *Fühlen* bezeichnen liess. Auch ist es bezeichnend für die frühe semantische Komplexität des Wortes, dass *denken* und das schon archaische *dünken* Wortverwandte sind. *Dünken* aber als Synonym zu «scheinen» weist uns den Weg zurück zu einem Erfahrungsmodus, der noch nicht so eindeutig wie die heute übliche Auffassung von *Denken* auf eine nur-rationale Tätigkeit beschränkt war: Wir «schauen» uns erst einmal an, was uns beschäftigen soll, fragen uns dabei, welchen *An-schein* die Sache ergibt, und bilden uns eine *An-sicht*.

Wir dürfen also annehmen, dass *denken* im Ursprung vielleicht sogar aller indoeuropäischen und weiterer Sprachen eine sehr konkrete Erfahrung der Welt meinte, die mit verschiedenen Sinnen, zuvörderst dem Sehen, gemacht wurde. Noch heute sprechen wir selbst dort, wo im eigentlichen Sinne nichts mehr zu *sehen* ist, von *Betrachtung*, *Blick-winkel*, *Seh-* oder *Sichtweise*, ja sogar von *Welt-anschauung*. – Alles in allem: Wenn es um unsere intellektuellen Tätigkeiten geht, dann ist das Wort *denken* eine der ältesten, inzwischen allerdings «toten» Metaphern, d. h., ihr ursprünglicher Bildgehalt ist uns nicht mehr bewusst.

Aber auch *wissen* als der intellektuelle Ertrag von Erfahrung hatte einmal ei-

nen sehr konkreten Ursprung. Der Sprachhistoriker ordnet dieses Wort den so genannten Präterito- bzw. Perfectopräsentien zu, d. h., die Gegenwartsform *ich weiss* war einst eine Vergangenheitsform, die wie altgriech. *oida* sww. ›ich habe erfahren‹ bedeutete. Hier schliesst sich in gewisser Weise der Kreis zur Wortgeschichte von *denken*, da mit dem lat. *tongere* (›wissen‹) das altitalisch-oskische Wort für «Ansicht» verwandt ist – also *wissen* als Ergebnis von Anschauung. Noch im Althochdeutschen kann *wizzan* auch ›kennen‹ heissen. Somit kann also auch das zweite Zentralwort unserer Verstandestätigkeit, *wissen*, im Ursprung als Metapher gelten.

Konkrete Bilder für das *Er-fahren* der Welt

Dennoch hat sich stets eine gewisse Benennungsnot gehalten, wenn es um die unsichtbaren Vorgänge in unserem Gehirn (oder doch im ganzen Organismus?) geht. Und eine ebenfalls inzwischen verblasste Metapher habe ich bereits mehrfach benutzt, die sozusagen die physischen Bedingungen unseres Denkens und Verstehens bei Licht besehen immer noch erkennen lässt: die *Erfahrung*. Inzwischen längst auf sehr abstrakte Wissenserweiterungen bezogen, vermittelt uns das Wort *erfahren* die Vorstellung des einst lebensnotwendigen Wissenszuwachses durch – modern gesprochen – Mobilität: durch *Er-fahren*, durch *Fahrten*, Wanderungen und Reisen, ins noch Unbekannte, zu Fuss, zu Pferd, zu Schiff.

Wissenszuwachs erfolgt ferner immer noch über das *Lernen*, das von *lehren* abgeleitet ist: Der durch Lehre Unterrichtete ist ein Lernender. Schaut man sich diese Wortgeschichte an, wird man ebenfalls auf eine «mobile Erkundung» von noch Unbekanntem verwiesen; denn dieses *Lehren* hat sich aus german. (got.) *laisjan* entwickelt, was so viel wie ›auf einen Weg bringen‹ heisst (das G[e]-*leis*, heute ein Schienenweg, zeugt noch von dieser Grundbedeutung). Und *lernen* bedeutet somit zunächst ›einen Weg (erg. der Erfahrung) gehen‹. Got. *lais* heisst darum nicht nur ›ich weiss‹, sondern zunächst ›ich habe erwandert/erfahren‹.

Ein frühes geradezu taktiles Bemühen um Neues, Noch-zu-Erkennendes bezeugen darüber hinaus die Wörter *fassen* und *greifen* in ihren Ableitungen *er-fassen/auf-fassen* und *be-greifen*. Das noch heute umgangssprachlich gebrauchte Wort *kapieren* ist eine aus dem 17. Jahrhundert stammende studentensprachliche Adaption von lat. *capere*, das ebenfalls ›fassen/greifen‹ bedeutet. Alle diese Wörter gehören aber inzwischen gleichfalls längst zur Gruppe der toten Metaphern, die im heutigen Gebrauch unbildlich direkt die abstrakten, unsichtbaren Denkprozesse benennen. Aber man täusche sich nicht: Die

Versuche, den letztlich immer noch staunenswerten Vorgängen in unserem Inneren mit sprachlichen Bildern näher zu kommen, waren damit keineswegs ans Ende gelangt, wie noch zu zeigen sein wird.

Betrachten wir aber noch kurz wenigstens zwei rekonstruierbare Beispiele ursprünglich sehr konkreter Weltaneignung, um nachzuweisen, dass je abstrakter die Gegenstände von Wissen und Verstehen sind, sich desto eher sinnlich konkrete Vergleiche und Metaphern einstellen: *vorstellen* und *verstehen*. Man *stellt sich vor*, was einem bislang noch nicht klar genug ist, man entwickelt eine *Vorstellung*. Hier ist zu einem kaum noch genau zu ermittelnden Zeitpunkt die konkrete *Ansicht* eines erstmals wahrgenommenen Objekts semantisch erweitert worden – um die Bedeutungsfacette, dass man auch weniger sinnliche Gegenstände «betrachten» kann (vgl. *Vorstellung* im Theater/Kino oder bei Bewerbungen). Auch *verstehen* hatte einst einen solchen konkreten Hintergrund, und zwar im mittelalterlichen Rechtswesen, in dem man vor Gericht (wie auch heute noch) im *Stehen* seine Sache zu *vertreten* hatte.

Die mystische Verinnerlichung unserer Vorstellungen

Die sprachlichen Versuche, sich dem Unsichtbaren von Denk- und Verstehensprozessen zu nähern, waren mithin in der frühesten Phase der Sprachgeschichte ganz offensichtlich auf die Zuhilfenahme von Vorstellungen physischer Tätigkeiten angewiesen: auf Erfahrungen, die gleichsam instrumentell mit allen Sinnen, auf jeden Fall durch Sehen, Hören und Tasten, gemacht werden konnten. Im Sprachgebrauch der mittelalterlichen Mystik, die ja noch abstraktere Gegenstände zu erfassen versuchte, nämlich seelische Zustände und innigste Gotteserfahrung, wurde sogar der Geschmackssinn als Instrument der Erfahrung bemüht: Mystiker raten mitunter, Gott zu *schmecken*, also das feinste und subjektivste Empfindungsorgan einzusetzen.

Bevor ich endlich auf den Einsatz technischer Bilder für intellektuelle Tätigkeiten in der jüngeren und jüngsten Vergangenheit eingehe, möchte ich noch kurz ein paar weitere Hinweise auf den spezifischen Sprachgebrauch der Mystiker geben; denn durch ihn sind für eine differenziertere Benennung unserer Verstandesfähigkeit, darüber hinaus aber auch für die Bezeichnung unserer mentalen Kompetenzen überhaupt wichtige neue Benennungsmöglichkeiten eröffnet worden, die bis in die modernen Wissenschaften wirken.

Die schon in der (spät)antiken Philosophie eingesetzte Lichtmetaphorik förderte die mystische Vorstellung, dass sich Gott dem Menschen als Licht offen-

bare. Der (freilich erst später fixierte) Titel der Offenbarungen Mechthilds von Magdeburg (13. Jh.) heisst darum nicht von ungefähr «Das fliessende Licht der Gottheit». Was man erkannt hat, *leuchtet* noch heute *ein*. Nahe verwandt ist der Terminus *einsehen*, der wie die Vorstellung von der sichtbaren Grösse «Licht» den Gesichtssinn metaphorisch nutzt, und auch das schon besprochene Wort *begreifen* als ursprünglich «taktile» Metapher erfährt in der Mystik eine besondere Karriere. Interessanterweise erhalten diese Wörter aber erst in substantivischen Ableitungen ihre rein abstrakte, metaphernferne Bedeutung: in den Termini *Einsicht* und *Begriff*.

Begünstigt von der Mystik und ihrer «Entdeckung der Innerlichkeit» wurden zweifellos zahlreiche weitere verbale Benennungen von Denken und Wissen eingeführt bzw. in ganz bestimmter Weise semantisch akzentuiert, als innere, innerliche Vorgänge, allerdings immer noch mit einem Nachklang von Metaphorisierungen äusserer, geradezu physisch-physikalischer Tatbestände: z. B. das Verb *einprägen*, das in mystischen Texten wie das Wort *einbilden* den angestrebten Vorgang der Aufnahme von Gottes Bild in der Seele meinte. Auch andere, nachmystische Nominierungen für Denkleistungen, vor allem für die mentale Sicherung von Kenntnissen, geben die in ihrem Ursprung physisch-physikalischen Vorstellungen zu erkennen, hier besonders das *Behalten*; aber auch das *Sich-Merken* verweist auf ein (imaginäres) Setzen von «Merk-zeichen», mit denen ein Kenntnisstand gesichert werden soll.

Als ganz auf eine «innere» Kompetenz ausgerichtet erscheint dagegen das Wort *sich erinnern/Erinnerung*. Für das, was wir Deutschen etwas lieblos mechanisch *auswendig lernen* nennen, haben Engländer und Franzosen eine für meinen Begriff wunderschöne Metapher: Sie lernen «mit dem Herzen» – *to learn by heart* bzw. *apprendre par cœur*, was auf eine Vorstellung zurückverweist, in der Denken und Fühlen eben noch nicht so scharf getrennt waren.

Einen fernen Nachklang mystisch geprägter Innerlichkeit scheint noch das von der Psychoanalyse angeregte *ver-innerlichen* zu bezeugen, das allerdings eine Lehnprägung von engl. *to internalize* sein könnte. Eine direkte Übernahme des englischen Terminus ist dagegen das Fachwort *internalisieren*.

Handwerklich-technische Bilder für Verstandesleistungen

Damit aber hätten wir bereits eine Sprachentwicklung und Sprachschicht übersprungen, die sich von den Spezialitäten der Mystik oder der modernen Wissenschaft völlig freigehalten hat. Ich meine jene handfesten Bilder, mit denen die Umgangssprache noch heute operiert und in denen sich techni-

sche, zunächst allerdings vorindustriell-handwerkliche Vorstellungen niedergeschlagen haben. Bezeichnend ist dabei die Fülle von Benennungen für misslungene Denkleistungen, die offenbar allgemein mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen als geglücktes und fehlerfreies Denken.

Nichttechnische Bilder und Naturvergleiche für intellektuelle Fehlleistungen in der Umgangssprache sollen hier als allzu bekannt übergangen werden, nicht aber handwerklich-technische Bilder, die ich hier nur mit wenigen Beispielen andeuten kann: Eindeutig werden handwerkliche Standards metaphorisch verletzt, wenn es heisst, jemand habe *einen Sparren ab* – ein Fall für den Zimmermann. Die Variante, bei jemandem sei *ein Rad ab*, evoziert sowohl eine ältere als auch die neuere Technik des Fahrzeugbaus. Ein grundsätzliches Verstandesdefizit kann als *Webfehler* bezeichnet werden. Bis in unsere moderne Gerätetechnik reicht die Formulierung, bei jemandem sei *eine Schraube locker* bzw. *lose*, die auch noch vor dem Hintergrund hochtechnischer Geräteentwicklungen unmittelbar als Bild verstanden wird.

Mit solchen Bildern wird an Anschaulichkeit gleichsam wiederhergestellt, was im Verlauf wissenschaftlicher, insbesondere philosophischer Abstraktionsarbeit verloren gegangen zu sein scheint. Immerhin gab und gibt es aber auch ausserhalb umgangssprachlicher flapsiger Benennungen ein seriöses technisches Bild vom Zuschnitt unserer Denk- und Verstandesfähigkeit, das weiteren technischen Bildern Tür und Tor öffnen konnte: Parallel zur anatomischen Wortbildung *Bewegungsapparat* gab und gibt es ja die Rede vom *Denkapparat*, wovon ein bis in die Antike zurückreichendes Modell vom Menschen als Maschine steht. Wie eingangs schon angedeutet, arbeiten auch heutige Hirnphysiologen mit Vorstellungen, welche die aktuelle Computertechnik zum Vorbild haben.

Zunächst sollen allerdings noch zwei aktuellere jugendsprachliche Umschreibungen erwähnt werden, in denen noch einmal mit deutlichem Realbezug Verstehensprozesse benannt werden: *raffen* und *schnallen*, gebräuchlich in Formulierungen wie «Hast du das *gerafft/geschnallt*?» Beide Metaphern greifen noch einmal «taktile» Versuche auf, intellektuelle Aktivitäten konkret vorstellbar zu machen. Sie vermitteln im aktuellen Gebrauch durchaus sehr eingängige Assoziationen vom «Ergreifen» (Sammeln bzw. Bündeln) wichtiger Informationen.

Die Adaption modernster Technik

Dieselbe Bedeutung hat ein drittes jugendsprachliches Wort: *checken* («Hast

du das *gecheckt?*»), mit dem wir uns nun eindeutig in einem industrietechnischen Bildfeld befinden, das wie so vieles aus dem Angloamerikanischen entlehnt ist (*to check*). Zunächst im eigentlichen, nicht übertragenen Sinne auf technische Geräte, vom Auto bis zum Flugzeug, angewandt, wird *checken* längst auch auf weniger technische oder gar aussertechnische Objekte bezogen: Weder der *Sicherheitscheck* und erst recht nicht der *Gesundheitscheck* haben noch etwas mit technischen Befunden zu tun, wohl aber mit der Art und Weise, wie diese Befunde erhoben werden: Ein Patient wird oft mit einem hohen medizintechnischen Aufwand *durchgecheckt*.

Auch für unseren Umgang mit Kenntnissen und Informationen sind seit dem späten 19. Jahrhundert so viele neue technische Instrumente entwickelt worden, dass der jugendsprachliche Gebrauch von *checken* die Situation sehr gut trifft: Dem gedruckten Wort als traditionellem Instrument persönlicher Unterrichtung sind so viele neue technische Medien an die Seite getreten, dass man schon davon sprechen kann, die Wissensbestände würden ähnlich wie andere Objekte auch immer mehr gleichsam von aussen, auf technische Weise wahrgenommen. Umgekehrt haben sich dadurch die Möglichkeiten vervielfacht, unübersehbar grosse Informationsmengen aufzubewahren, so dass ihre Bewältigung ohnehin nicht mehr nur mit unseren natürlichen kognitiven Fähigkeiten erfolgen kann. Hier ist insbesondere die Computertechnologie mit ihren schwindelerregend leistungsstarken Rechnern als Hauptfaktor eines völlig neuen Umgangs mit Wissen zu sehen.

Ist es angesichts dieser Situation überhaupt noch gerechtfertigt, von *Wissen* zu sprechen? Schon das von mir gebrauchte Kompositum *Wissensbestände* verweist auf eine neue Deutung kognitiver Inhalte: Im Gegensatz zum nicht technisch gestützten Umgang mit *Informationen* sind Wissensbestände quantifizierbar, mit Bits, Bytes und Megabytes. Allein der Terminus *Information* hat seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine dominante Stellung in der Benennung von Wissen erlangt. Was man noch in den fünfziger Jahren *Mitteilung* oder *Nachricht* nannte, ist heute fast vollständig im Begriff der *Information* «aufgehoben».

Die übergrosse Mehrheit heute zur Verfügung stehender Wissensinhalte lässt sich tatsächlich nicht mehr im persönlichen Austausch *mitteilen*; man muss sie aus Computerspeichern *abrufen* – mit dem Risiko, dass man sich zunächst einmal durch Berge von «Informationsmüll» wühlen muss. Die OECD hat bereits vor der massenhaften Verbreitung der Computertechnik darauf hingewiesen, dass Bildung in Zukunft mehr die Fähigkeit sein wird, die technisch bereitge-

stellten Informationsmengen strukturiert zu bewältigen als über deren Inhalte zu verfügen. Noch eine semantische Stufe tiefer als der Terminus *Information* scheint mir das Wort *Daten* zu liegen, das beliebige Informationselemente meint. Daten wie *Informationen* waren einst ausschliesslich technische Fachtermini, sind aber längst in der Allgemeinsprache angekommen.

Wo aber bleibt da noch das gute alte *Wissen* im Sinne von persönlicher kreativer Aneignung? – Es hat tatsächlich einen nicht geringen Teil seiner herkömmlichen Bedeutung verloren und stattdessen die Aufgabe übernommen, auch die technisch gesammelten und aufbewahrten Informationen zu bezeichnen. Rein quantitativ betrachtet, *wissen* die Maschinen schon lange weit mehr als alle menschlichen Gedächtnisgenies zusammen! Nur vor diesem Hintergrund war auch zu verstehen, dass bereits in den späten neunziger Jahren prominente Politiker dafür plädierten, die Deutschen müssten sich auf die kommende *Wissensgesellschaft* vorbereiten. Damit war aber nicht mehr eine weitere Anhäufung persönlicher Kenntnisse gemeint, sondern die sichere Handhabung der so genannten *Wissenstechnologien*.

Dieser semantische Wandel soll hier nicht beklagt werden; denn er ist keine zufällige Entwicklung, sondern aufs Engste mit einem unumkehrbaren Sachwandel verwoben. Die ständig wachsende und nur noch technisch zu bewältigende Menge an Informationen bewirkt unvermeidlich, dass auch unser sprachliches Verhältnis zu dieser Situation wie beim Wort *checken* mehr und mehr den technischen Umgang mit Wissen widerspiegelt. Dafür sprechen die folgenden Belege, die freilich oft (noch!) nur der so genannten Jugendsprache zugehören, aber über eine ironische Attitüde auch schon in die Umgangssprache von Erwachsenen eindringen.

«Aufmerksamkeit und Sensibilität zeigen» wird schon seit geraumer Zeit mit der Formulierung *für etwas eine Antenne haben* umschrieben. Das modernere Bild wäre *für etwas Sensoren haben*. Die Computertechnik hat dafür eine noch aktuellere Metapher geliefert: Man muss *online sein*, um nichts zu verpassen oder zu übersehen. Wie die *Antenne* ist auch das Bild vom *Peilen*/von der *Peilung* (für Verstehen/Verständnis) aus der älteren Funk- bzw. Navigationstechnik entlehnt worden. Die Ausdehnung von zu behandelnden Themen wird gern mit der Metapher *Bandbreite* umschrieben und der Wirkungsgrad einer Theorie/eines Theorems als *Reichweite*; beides ist uns aus der Rundfunktechnik bekannt. Was ursprünglich wohl ein Naturbild, aus der Vogelwelt, war, ist längst auf die Flugtechnik übertragen worden und wird von

dort wieder entlehnt, wenn es wie bei *Bandbreite* um ein gedankliches Spektrum geht: die *Spannweite*.

Wenn jemand besonders wendig ist, wählt man nicht selten ein Bild aus der Zeit der frühen Telegraphie: Er oder sie sei *auf Draht*. Das Gegenteil, Begriffsstutzigkeit, wird gleichfalls mit einer Metapher aus der noch drahtgestützten Kommunikation belegt: Jemand habe eine *lange Leitung*. Wenn jemand freilich gar nichts mehr versteht, dann wird ihm attestiert, er habe eine *Mattscheibe*, so wie eben ein defekter Fernseher kein Bild mehr zeigt. Längere Phasen, in denen zwei Partner nicht miteinander kommunizieren, nennt man häufig *Sendepause* oder *Funkstille*. Gedächtnislücken werden gern mit Bildern aus der Film- und Fernsehtechnik umschrieben, manchmal sogar entschuldigt. Man spricht dann von *Filmriss* oder – wie im Falle der politisch hochbrisanten Gedächtnislücke eines Bundeskanzlers – von einem *Blackout*. Anstößiges Verhalten kann aber auch mit einer Metapher aus der Mechanik als *Überdreht-Sein*, im Einzelfall gar als *Kurzschlussreaktion* bezeichnet werden. Ebenfalls aus der Elektrotechnik kommt der Vorwurf gegen jemanden, der eine falsche Einstellung zeigt, er sei *falsch gepolt* oder wie eine Elektromagnetspule *schief gewickelt*. Ein Versager kann ohne jeden Umschweif als *Schaltfehler* angesprochen werden. *Schalt-Vorgänge* spielen metaphorisch auch in positiven Kontexten eine Rolle. Man denke an *abschalten* für eine Ruhepause oder an *umschalten*, wenn man eine andere gedankliche Richtung einschlagen möchte.

Bedeutungsverlust in computertechnischen Metaphern?

Die derzeit wohl am häufigsten benutzte technische Metapher für eine Wissensaufnahme, das *Speichern*, erscheint auf den ersten Blick semantisch ausserordentlich eingeschränkt, weil der bildgebende reale Vorgang tatsächlich nicht mehr ist als die Fixierung von Informationen in einem binären System. Es gab bereits Kulturkritiker, die daraus (im Hinblick auf die computertechnischen Möglichkeiten völlig übertrieben) sogar ableiten wollten, unser Denken reduziere sich unter dem Einfluss der modernen Informations- und Kommunikationstechnik mehr und mehr auf die Schaltvorgänge 0 und 1 und kenne zuletzt womöglich nur noch Ja-Nein-Alternativen. Bedenkenswert bleibt freilich, dass sinnvolles Lernen und Behalten mehr sein muss als blosses *Speichern*, vielmehr das nach ihrer Bedeutung strukturierte und nur so sinnvoll zu nutzende Aufbewahren von Informationen.

Das Bild vom *Speichern* darf man indes nicht überstrapazieren, zumal es bereits lange vor Einführung der Computer, also in vortechnischer Zeit, benutzt

wurde. Jedenfalls gibt es für *speichern* als Informationsaufbewahrung Belege mindestens schon seit den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. *Speichern* bedeutet ja auch sonst zunächst nichts anderes als »lagernd aufbewahren« (auf einem Speicher). Schon die Computerterminologie bedient sich also eines Bildes, und von Metaphern wissen wir grundsätzlich, dass sie stets nur einen semantischen Ausschnitt der beliebigen Benennung »übertragen«.

Wer also für »behalten« etwa sagt: »Das habe ich *gespeichert*«, meint damit noch lange nicht nur eine oberflächliche, rein additive Wissensaneignung, sondern nutzt letztlich das »Bild eines Bildes«. Entsprechend ist auch der Gebrauch von *abrufen* für »erinnern« sicherlich noch kein Beweis für eine mindere Qualität einer Verstandestätigkeit, sondern nur ein neues, sinnfälligeres, obendrein sprachlich ökonomisches Bild; denn das Verb *rufen* war in diesem Zusammenhang schon früher aktiv, allerdings in einer wesentlich umständlicheren Formulierung, nämlich wenn man sich etwas »ins Gedächtnis rief«.

Freilich darf man auch nicht bei allem mit sprachlicher Ökonomie rechnen; denn die Anleihen bei der Computerterminologie bringen in anderen Fällen sehr wohl »aufwändigere« Formulierungen hervor, die aber wegen ihrer besonders starken Bildkraft gewählt werden. Am Ende meiner Belegreihe möchte ich nämlich auf einige geradezu witzige Umschreibungen für intellektuelle Fehlleistungen eingehen, die in der Jugendsprache schon gang und gäbe sind.

Da kann man denn so umständliche, zugleich aber auch erfrischend komische Umschreibungen hören wie: »Du hast wohl einen *Chip-Infarkt!*« oder: »Ich hatte einen *System-Absturz*.« Ebenso kann jemand, der sich einen klaren Kopf schaffen will, sagen: »Ich muss erst einmal meine Festplatte *räumen*.« Und die Auffrischung des Gedächtnisses mit *updaten* zu umschreiben, mag zwar sprachliche Puristen ärgern, aber gab es nicht schon vor Jahrzehnten die Formulierung *up to date sein?* – Dass ein Themenwechsel als *Öffnen eines neuen Fensters* umschrieben werden kann, *verleiht der Computermetapher Fenster* (engl. *window*) sogar noch einen zusätzlichen semantischen Reiz: Wer wünschte sich von Diskussionen nicht, dass mit ihnen auch »neue Fenster aufgestossen« werden!

Wie weit sich wissenschaftliche Termini für unsere Denkprozesse, ihre Bedingungen und Ergebnisse auch in der Umgangssprache noch einnisten werden, kann derzeit noch nicht abgeschätzt werden. Aus anderen Bereichen wissen

wir, dass sich manches an Fachterminologie – freilich unter Verlust fachlicher Präzision, durch eine so genannte Entterminologisierung – sehr wohl umgangssprachlich ausbreiten kann. Noch aber überwiegen in der Benennung intellektueller Tätigkeiten die aus ganz anderen Erfahrungsbereichen stammenden Bilder, die umso stärker wirken, je sinnfälliger sie uns die abstrakten Vorgänge unseres Denkens und Wissens machen können. Die metaphorische Aneignung immer neuer Erfahrungen nicht zuletzt aus technischen Entwicklungen ist darum sicher nicht nur ein sekundärer Nachvollzug dieser Entwicklungen, gar nur eine modische Attitüde, sondern hat dasselbe Motiv, durch das sich auch ältere, vortechnische Bilder für intellektuelle Leistungen und Fehlleistungen eingestellt haben und lange Zeit halten werden: Sie können uns aufgrund ihres konkreten Erfahrungsgehalts sichtbar vor Augen führen, was sich in der Realität von Denken und Wissen weit überwiegend unsichtbar vollzieht.

(Zuerst erschienen in: Muttersprache, Vierteljahresschrift der Gesellschaft für deutsche Sprache [GfdS], Wiesbaden)